

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

149 (30.6.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 26



Der sorgt.

Von Eduard Wilde. Aus dem Eithnischen überfetzt vom Autor.

(Nachdruck verboten.)

II.

Das mittlere Stockwerk des Lammischen Hauses, acht Fenster zur StraÙe, ist glänzend illuminiert. Die breite Haupttür, den Tür und die Treppe schmücken grüne, mit bunten Föhlein besteckte Girlanden; ein mächtiges Transparent über dem Eingang läßt weit hinaus ein deutliches „Willkommen! Wivat das junge Paar!“ leuchten. Deutlich ist nun einmal die feinere Umgangssprache unserer eithnischen Bürger...

Oben juchzt das Klavier, und die schwankenden Schatten der Tanzenden hüpfen in endloser Kette an den hellbeleuchteten Scheiben vorbei. Unten vor dem Hause steht eine gaffende Volksmenge, dicht und geduldig wie eine Mauer, obgleich sie außer den zitternden Silhouetten der Tanzenden und den gedämpften Tönen der Musik vom Feste nichts zu sehen und zu hören bekommt. Es ist aber die Hochzeit des alten Lammis, den jeder dritte Mensch in der Stadt kennt, und dazu eine so drollige Hochzeit!...

Drinnen in den Festräumen herrscht fröhliches Treiben. In jedem Gemach, in jeglicher Nische sprubelt der Quell übermütigen Frohsinns. Man fühlt sich wohl in dem reizenden Net, das der alte, verliebte Lämmerich seinem kleinen Weibchen hergerichtet hat. Unten aus dem dumpfen Keller hat er es hinaufgetragen in Licht und Glanz und soße Wärme. Es muß je ordentlich blenden, ihr bescheidenes Herz von Dankbarkeit überflutet werden, was sie hier sieht und fortan ihr eigen nennen darf! Der alte Lammis, als äußertst pariam, beinahe geizig allgemein bekannt — er hat schon in seinem Brautigamsstempel den Beutel nach allen Richtungen hin ausgeschüttet, als enthielte derselbe statt Banknoten Sägespäne, und einen Gang zum Luxus entwickelt, der alle in Erstaunen setzte. Ja, so späte Liebe schlägt mitunter gewaltige Flammen!

Die junge Frau hat viel tanzen müssen. Eine flüchtige Note belebt ihre Wangen. Sie sieht nun hübscher, viel hübscher aus als doch in der düstern Kirche, in ihrer ängstlichen Stillhaftigkeit. Sie ist beständig von einem Schwarm junger Kavaliere umringt, die ihr mit ihren Galanterien schon recht lästig zu werden beginnen. Sie muß lächeln, antworten, auf jeden Scherz eingehen, und sie fühlt sich so abgepaßt. Endlich gelingt es ihr, ihnen zu entfliehen, und sie gerät unversehens in jenes reizend ausgestattete kleine Gemach, welches ihr „Boudoir“ hat nennen hören; „er“ selbst hat es dazu bestimmt, hat es ausschmücken lassen und es ihr heute zum erstenmal triumphierend gezeigt.

Sie zieht die Tür hinter sich zu und atmet tief auf. Ihre ängstlichen Augen schweifen mühsam umher in dem kleinen, eleganten Raum. Wie ein bräutliches Schmuckstück! Sie schaut und staunt. Aber trocken, glanzlos bleibt ihr Blick, kein Aufsehen belebt ihre müden Züge. Keinen Gegenstand magt sie zu berühren. Als wär's fremdes Eigentum! Als fürchtete sie, etwas davon umzumwerfen, zu zerbrechen. ... Neue Tür nebenan führt zum gemeinsamen Schlafgemach der Neuwermählten. Sie nähert sich derselben und bleibt auf der Schwelle stehen. Heiligengigend prunkvoll steht es auch dort aus. Eine kostbare rosenfarbene Ampel hängt von der Decke herab und verbreitet einen geheimnisvoll süßlichen Dämmerlicht. Dort an der Wand thront ein prachtvolles Himmelbett mit einem Dach aus hellblauer Seide, mit kunstvoll trapierten Vorhängen, dicken, seidnen Säulen und Quasten. Schwelende Kissen, schimmernder Atlas lügen verführerisch hervor, und ein Duft von Rosen und Nelken strömt der jungen Frau entgegen.

Als ihr Blick das barrrende Ehebett streift, zuckt sie zusammen, und wie abwehrnd streckt sie die Hand aus. ... Eine fröstelnde Angst macht ihre Glieder erbeben, saugt ihr das warme Blut aus den Wangen. Es ist ihr, als fühlte sie einen kalten, frochigen Greisearm mit widerlichem Kosen um ihren Hals sich schlängen — sie prallt zurück und wirft die Tür heftig zu.

Im Boudoir sinkt sie auf ein Ruhebett nieder. Ihr gegenüber blinkt ein großer Spiegel, in welchem sie ihr bleiches Antlitz erblickt. Mit einem Gefühl namenlosen Mitleids beginnt sie sich zu betrachten. Ein junges, liebes Gesicht mit großen, lebensvollen Augen, mit Lippen frisch und begehrlieh; der Hals so weiß und lieblich gerundet, ein Busen voll praller Jungfräulichkeit, lauter unberührte Schöße. ... Und das alles verkauft! Erbärmlicher, verächtlicher Mindererung preisgegeben! ...

Aus ihren Augen bricht es wie grenzenloser Jammer; das verzerrte Antlitz im Spiegel, es ist das einer Verbrecherin. ...

Weshalb sie den Handel eingegangen?

Als ob es für ein armes Mädchen, das sechzehn Stunden täglich arbeiten muß, dabei kaum ihren färglichen Lebensunterhalt erwirbt, sich

Allerlei.

Hitzschlag. Der Hitzschlag tritt bekanntlich in der heißen Jahreszeit infolge Ueberhitzung des Körpers auf. Der Gefahr, vom Hitzschlag ereilt zu werden, sind besonders schwächliche Personen ausgesetzt und solche, die an chronischen Herz- und Lungenkrankheiten leiden. Ebenso werden gewöhnlich solche Leute vom Hitzschlag befallen, welche sich ungewohnter Weise anstrengen und dem Alkohol ergeben haben. Es kann daher vor übermäßigem Alkoholgenuß während anstrengender Feldarbeit im Sommer nicht genug gewarnt werden. Schwächliche und franke Personen müssen ferner darauf bedacht sein, jede Ueberhitzung des Körpers zu vermeiden.

Was nun den Hitzschlag selbst anbelangt, so macht er sich bei den der Gefahr ausgesetzten Menschen durch große Abgespanntheit, schleppenden Gang und heftigen Durst bemerkbar. Ferner rötet sich sein Gesicht und wird heiß, darauf erfolgt ein heftiger Schweißausbruch, es stellen sich Kopfschmerzen ein, der Atem wird feuchend, und alle seine Pulse heben. Ohrenjahren, Flimmern vor den Augen stellen sich ein, der Gang wird stolpernd, und schließlich bricht der Kranke kraftlos zusammen. Er antwortet jetzt nicht mehr, er stöhnt nur, während sein Gesicht eine bläuliche Färbung annimmt und sich auflöst, seine Augen herortreten, seine Glieder und Muskeln von Krämpfen gezezt werden. Schließlich wird der Kranke ruhiger, sein Atem geht regelmäßiger, aber schwächer, sein Pulsschlag wird immer langamer, noch einen Augenblick, und der Hitzschlag ist vollendet — der Mensch ist tot, wenn ihm nicht noch schnell Hilfe gebracht wird.

Worin besteht nun aber die Hilfe beim Hitzschlag? In erster Linie muß die Körpertemperatur herabgezt, und der Körper mit Flüssigkeit versorgt werden. Das geschieht auf folgende Weise: Sobald sich die ersten Anzeichen der gefährlichen Krankheit bemerkbar machen, muß der Kranke an einen kühlen und schattigen Ort gebracht werden, wo er mit dem Kopf hochgelagert und ihm seine Kleidung geöffnet wird. Nun muß Kopf und Brust mit kaltem Wasser bespritzt werden, und zwar so lange, bis das Bewußtsein zurückgekehrt ist. Dann muß ihm kaltes Wasser in reichlicher Menge eingesöft werden. Diese Behandlung muß so lange fortgesetzt werden, bis ein Arzt zur Stelle ist. Falls man mit einem solchen Kranken allein ist, muß man ihn in gelichener Lage, reichlich mit Wasser versorgt, liegen lassen und selbst einen Arzt und einen Wagen zum Transport des Kranken herbeischaffen. Ist beim Auftreten des Hitzschlages kein schattiger und kühler Ort, sowie kein Wasser in der Nähe, so wird der Mensch der Krankheit wohl zum Opfer fallen.

Brünetten und Blondinen. Ein englischer Physiologe soll bei seinen Forschungen entdeckt haben, daß die blonden Menschen allmählich aussterben würden. „Blauäugig und blondköpfig“ wird, so meint der Gelehrte, in zwei Jahrhunderten noch kaum ein Dichter singen können, und das „blonde Gretchen“ wird zur Sage geworden sein. Man hat in England eine Statistik aufgestellt, wonach von 100 Blondinen nur 55 heirateten, dagegen von 100 Brünetten 79, und schon auf diese Weise muß der blonde Typus zurückgehen. Diese Zahlen müßten uns mehr auffallen, als England bisher als die Heimat der blonden Schönheiten galt, und schon heute stellt sich das Verhältnis der Brünetten zu den Blondinen wie drei zu zwei. Auch in Dänemark und Schweden findet man das Abnehmen des blonden Haares. Deutschland soll, mit der Ausnahme von Norwegen und Schweden, noch die meisten blonden Männer und Frauen in Europa aufzuweisen haben. Wie Untersuchungen bei Schulkindern in Deutschland und Oesterreich gezeigt haben, ist der überwiegende Teil der Kinder blond, aber in auffallender Weise dunkelt das Haar beim männlichen Geschlecht nach, so daß blonde Knaben sich oft in brünette Männer verwandeln. Die Frauen legen mehr Wert auf die Erhaltung ihres ursprünglichen Blonds und badt wird es ihnen wie den auf die Gernamintenen neidlichen Kömerinnen ergehen, die durch Weizen ihres Kopfschmuckes denselben bleichen.

Die neue Zeit.

Von Karl Hendeil. (Aus „Neuland“.)

Es hat ein Hammer aufgeschlagen Im menschlichen Maschinenaal, Der Ambos Klang, und fortgetragen Wird sein Getöse von Tal zu Tal. Die Berge zittern seinem Dröhnen. Die Meere wälzen seinen Auf; Er hebt ans Ohr der Erde Söhne Und lebt im Schönen, das er schaut.

Aus ihrem dunklen Witterichöje Wächst auf zur Kraft durch Not und Leid, Mit Mut gefügt, die schöne, große, Freiheitsende, die neue Zeit. Der Dampf umbraut des Kindes Siege, Zur Hochzeit blüht ihr sternklar Zum selbsten Lohn vollkommener Siege Leuchtblumenketten durch das Haar.

Gliedert, du junge Zeit der Wilde, Der Unschuld, die nur Wahrheit kennt, Die nach dem süßen Beifriesbilde Sich höher zu gestalten breunt! Wir rüsten unser Haupt zum GröÙe, Entgegen deiner edlen Zier, Wir treuen Kluten deinem FuÙe Und huldgen und walten dir.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

aus unerschöpflich mit dem höchsten Maße der Menschheit ausgestattet. Was seinem Gebiete ist es schwieriger, das Gemeinwohl und das Individuelle Wohl harmonisch zu verbinden, und aus diesem Grunde gehören die jeweiligen Rechtsverhältnisse zu den schwierigsten. Wir sagten vorher, daß die Befriedigung des Sexualtriebes des Menschen zu seinen natürlichen Rechten gehört. Die Naturwissenschaft zwingt uns dazu, diesen Satz anzufesteln. Und dennoch ist dies ein folgenschwerer, vielfach verhängnisvoller Satz, denn die Befriedigung des Geschlechtstriebes eines Menschen zieht nicht nur andere Menschen direkt, sondern eine noch viel größere Zahl anderer Menschen indirekt in Mitleidenhaftigkeit und kann dieselben vielfach bedeutend mehr schädigen, als beglücken. Ohne den Umstand der Fortpflanzung wäre es relativ leicht, den Individualismus mit dem Sozialismus harmonisch in Einklang zu bringen. Nun sind es aber durch jenen Umstand gerade die jeweiligen Verhältnisse, die in diesem Gebiete die Hauptschwierigkeiten bieten. Unser heutiges Recht steht hier, obwohl große Fortschritte errungen worden sind, zu einem großen Teil noch auf dem darbarischen Standpunkte der rechtlichen Ungleichheit der Geschlechter. Freilich sind Männerrechte und Weiberrechte qualitativ nicht gleich geartet. Doch gibt es in einer Gesellschaft, die keine geschlechtslosen Individuen besitzt und bei welcher beide Geschlechter harmonisch und gemeinsam sozial zu arbeiten haben, keinen triftigen Grund, das eine Geschlecht dem andern rechtlich unterzuordnen. Möge auch durchschnittlich der Mann an die 130 oder gar 150 Gramm mehr Gehirn besitzen als das Weib und ihr an Erfindungs- und Kombinationsgabe überlegen sein, so liefert ihm dies keinen Grund, seiner sexuellen Lebensgefährtin und seiner Mutter mindere soziale Rechte als sich selbst zuzugewinnen. Seine körperliche Kraft wird ihn so wie so stets vor weiblichen Uebergriffen schützen können. Eine erste Forderung ist somit die sozial-rechtliche Gleichstellung des Weibes. Ebenso wenig dürfen die Kinder als Besitz oder als Ruhegegenstände betrachtet werden, wie dies so häufig geschah und noch geschieht. Das sind zunächst die Rechtsgrundlagen eines natürlichen, sexuellen Rechtes. Bei keinem Tier finden wir die Mißbräuche, die der Mensch mit Weib und Kind getrieben hat.

Gesundheitspflege.

Die Sommerkleidung. Wir lesen in den Blättern für Volksgesundheitspflege (Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Berlin S.W. 48): Trotzdem in den Tropen die Temperaturen durchschnittlich beträchtlich höher sind als bei uns in sommerlicher Zeit, so wird dort die Hitze doch viel weniger empfunden als in unserem gemäßigten Klima. Die Ursache dafür liegt einmal in der verschiedenen Trockenheit der Luft. Unter dem Äquator ist der Wassergehalt der Luft sehr gering, keine Nebel und Wolken verdecken dort das helle Blau des Himmels, und wenn der neue Einwanderer auf der Jagd die Entfernung schätzen soll, so nimmt er sie in den ersten Monaten meistens viel zu kurz an, weil bei der vollkommenen Luftklarheit die Gegenstände in mehr als der doppelten Entfernung gegenüber der nördlichen Heimat deutlich sichtbar sind. Diese große Lufttrockenheit begünstigt eine starke Wasserverdunstung des Körpers, die ihrerseits wieder sehr angenehm abkühlend wirkt. Der hohe Wassergehalt der Luft in unserer Heimat gewährt uns nicht die gleichen Vorteile, und wenn an sogenannten schwülen Tagen dieser Wassergehalt noch steigt, so erscheint uns die Luft unerträglich heiß, trotzdem das Thermometer keineswegs ungewöhnlich hohe Temperaturen anzeigt. Der Tropenbewohner geht aber außerdem stets in hellem, luftigem Gewand, so daß die Verdunstung des Schweißes durch die Kleidung nicht beeinträchtigt wird, was leider nicht von dem Bewohner unseres Breitengrades gleichfalls behauptet werden kann.

Wenn auch unsere Frauen in verständiger Weise im Sommer helle, leichte Kleider tragen, so können sich die Männer noch immer nicht zu einer gleichen zeitgemäßen Bekleidung entschließen, vielmehr kleiden sie sich selbst an heißen Sommertagen in dunkle wolllene Stoffe. Die dunkle Farbe saugt aber gewissermaßen die Sonnenstrahlen in sich auf, während das helle Weiß sie zurückwirft, und der Wollstoff hält die Abgabe des auf die Haut abgedehnten Wassers auf, so daß eine solche Gewandung schließlich das Wohlbefinden stört und wir uns nach Abkühlung sehnen. Es ist unverstänlich, daß man nicht schon längst sich von dieser lästigen Mode frei gemacht hat und daß auch unsere Herrenmole nicht im Sommer die Farben und Stoffe der Frauenkleider verwendet. Hosen und Röcke aus Linnen oder Drillich oder weisem kern, hellfarbigem dünnen Wollstoff würden die Sommerhitze viel erträglicher erscheinen lassen, und man sollte dunkle didere Kleidung nur an kühleren Tagen und den kühleren Abendstunden tragen.

Unsere Haut will und darf nicht von der Luft abgepövert werden, und wenn uns auch der Winter zu erhöhtem Wärmebedarf und diderer Kleidung zwingt, so sollte doch wenigstens im Sommer dafür ein Ausgleich geschaffen werden und die Sommerkleidung so leicht und hellfarbig wie möglich sein, damit die Hauttätigkeit durch nichts gehemmt werde, die Schweißverdunstung schnell erfolge und sich der Körper im Sommer auch durch die Haut von jenen Stoffen befreien kann, die ihm ein Ballast sind.

Das Lüften der Betten wird meist in der größten Sonnenhitze ausgeführt. Dadurch trocknen aber die Federn zu sehr aus, werden ihrer Elastizität beraubt und spröde gemacht. Besser ist es, die Betten bei trockener Luft und bei bedecktem Himmel oder bei schwachem Sonnenschein herauszuliegen. Ebenso ist es zu tadeln, wenn man das Bett, nachdem es am Morgen gemacht ist, sofort zudeckt und mit einer Bettdecke verschließt. Nach dem Aufbetten lasse man vielmehr Decke und Döberbett zurückgeschlagen, denn dadurch wird man erreichen, daß es gehörig ausdünstet und frischen Sauerstoffgeruch annimmt. Kann man das Bett den Tag über der Zugluft aussetzen, so ist es noch besser!



Ich ein wenig zu unterhalten, denn er habe es so einfach und langweilig da oben in den großen, stillen Räumen; er sei ein einfacher Mann, habe keinen Verstand — und so fort. . . Herr Koppel und geht dann wieder. . . Ganz gleich. . . Er plaudert und plaudert und geht dann wieder. . . Noch ein zweites, ein drittes Mal sieht Paula keine Glatze in der schmalen Tür aufleuchten, seine hagere Gestalt gebüdet in den niedrigen Raum treten, sein weiches Gesicht mit süßlichem Lächeln sich ihr nähern. Und immer kein Wörtlein über die Schuld! Was er nur will? Was es nur bedeuten mag? Doch nicht etwa — puui! . . . Und doch! Er legt schließlich ein Bekenntnis ab — ernst und überzeugend. Er gibt Aufschluß über seine Vermögensverhältnisse; ihren Altersunterschied gleicht er mit dem Verprechen aus, für den Fall seines Ablebens seine Frau zur Umheriralerin einsetzen zu wollen; er spielt auf die Annehmlichkeiten eines unabhängigen, aller Sorgen, jeglicher Arbeit entridenen Lebens geschickt an, und dem Schwager in spe stellt er einen Vertrauensposten in seinem Geschäft in Aussicht. Er verlangt nicht ihren sofortigen Entschluß. Sie soll Bedenkzeit haben, so lang sie will. Und damit geht er. . .

Als Arthur vernimmt, was geschehen — er war nicht zugegen gewesen — macht er vor Freude einen Ruck. Er ist berauscht. Im Geist sieht er sich plötzlich wieder daheim — neu equipiert vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Zoll ein Gentleman, und mit Geld im Beutel — nach acht Monaten wieder Geld im Beutel! . . . Er überfällt die Schwester mit unbändigen Lieblingen, er küßt sie und weint vor Seligkeit wie ein großer Junge. . . Wie ist es doch gut, eine Schwester zu haben, deren Wert so hoch taxiert wird! Wie? Bedenkzeit? Wo? Ist sie denn von Sinnen? Bedenkzeit, wenn einem gegen Hunger und Glend ein Vermögen angeboten wird? Darauf könne man nur eine Antwort haben, und die laute: Ja, ja, ja! Das Schwesterherz bringt es nicht über sich, dem Freudentaumel des Bruders ein Ende zu bereiten. . . Sie schreibt dem Wohlthäter, der ihren Bruder so namenlos glücklich gemacht: „Ja, ich will.“

## Bei den Hereros.

Erlebnisse eines Kriegsteilnehmers.  
(Nachdruck verboten.)

Trübe und regnerisch brach der 10. Mai 1904 heran. Allem Aufsehen nach wurde es wieder ein Tag, wie man eintöniger sich ihn innerhalb der Kaisertruppen nicht denken kann. Nachdem wir von der Reitbahn zurückgeführt und so in der Hauptsache der Vormittagsdienst beendet war, kam an unsere zweite Schwadron der Befehl zum Anretren. Nebenfalls hatte — so dachten wir — wieder 'mal etwas nicht geklappt, worin natürlich die ganze Schwadron jetzt gebimt werden sollte. Aber es kam anders. Unser Mittmeister hielt eine Anrede, deren Kernpunkt war, daß sich Freiwillige nach Deutsch-Südwestafrika melden sollten, wo die Hereros aufständisch waren. Er gab uns zwei Tage Bedenkzeit.

Als wir auf unsere Mannschaftsstube kamen, gingen wir daran, die Chancen eines derartigen Anerbietens zu erwägen. Das Ergebnis war, daß auch ich mich entschloß, der Heimat Balet zu sagen. Warum sollte ich es nicht wagen? Was hat ein Proletarier denn auf der Welt? Wenn ich vom Militär entlassen würde, dann ging es doch wieder in eine andere Front. Während ich jetzt dem Militarismus Opfer bringen mußte, begann dann wieder das Jozoen für den Kapitalismus. Gleichviel also: für einen Menschen, der nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen hat, bleibt es sich gleich, wie und wo er seine Haut zu Markte trägt. Einige Sorgen machten mir nur die Eltern. Was werden die zu dem Entschluß sagen? Wie nun, wenn ich auszog, um nie wiederzukehren? Aber warum sollte ich mich tiefen Gedanken hingeben? Es waren doch schon viele in mein Feld gezogen und die meisten kehrten wohl wieder. Dann kam noch etwas anderes hinzu. Endlich sollte mein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen, der Wunsch, den ich schon von Kindheit auf in der Brust gehegt und so oft ausgesprochen hatte: das Meer zu sehen; das große, weite, unendliche Meer! Das Meer, nach dem es mich zog mit allen Fasern meines Herzens.

So meldete ich mich denn am andern Tage als Freiwilliger nach Deutsch-Südwestafrika. Meinen Eltern machte ich jedoch von diesem Entschluß keine Mitteilung. Vom Oberarzt für tropendienstfähig befunden, stand meinem Vorhaben nichts mehr im Wege.

Am 2. Juni 1904 reiste ich in Gesellschaft von 10 Kameraden aus unserer Garnison ab. Die Fahrt ging nach Namibia in Hannover, woselbst wir am andern Tages ankamen.

In Namibia begannen die Exerziten und die Ausrüstung für den Tropendienst. Wer bei der Kavallerie gedient hatte, war insofern im Vorteil, als er das Reiten nicht erst zu lernen brauchte, was wohl denen von der Infanterie innerhalb der vierzehn Tage, die wir hier verweilten, nicht so leicht gefallen ist.

Am 16. Juni nachts 12 Uhr marschierten wir in Begleitung von zwei Musikkapellen beim Scheine von Fackeln nach dem Bahnhof Minitter. Hier hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die ihre Sympathien durch Hurraufen zu erkennen gab. 1/21 Uhr traten wir die Fahrt nach Hamburg an, wo wir 5 Uhr morgens ankamen. Wir verließen sofort den Zug und marschierten nach dem Hofen. Ich hatte hier zum ersten Male in meinem Leben Gelegenheit, Schiffe zu sehen; unter ihnen befand sich auch der Dampfer, der uns nach dem fernen Afrika bringen sollte. Nachmittags 5 Uhr begann die Einrückung. Eine riesige Menschenmenge hatte sich am Hofen angesammelt. Um 6 Uhr wurden die Flaggen gehißt und langsam setzte sich der Koloz in Bewegung, begleitet von Bra-

senben Oberoffizieren und den Wägungen der Zentralverwaltung. Wir befanden uns alle auf Deck und blickten zurück nach der alten Dampfschiffe. Die Menge am Ufer winkte uns Abschiedsgrüße zu. Kleine Dampfboote, die uns entgegenkamen, wünschten uns glückliche Fahrt. Vor Guxhaben, woselbst wir gegen 8 Uhr ankamen, wurde gelandet. Wir bekamen dort dreißig Stück Schlachtvieh an Bord.

Am andern Morgen fuhren wir weiter; nach und nach verschwand das Land und bald befanden wir uns auf hoher See. Jetzt wurde es mir doch etwas anders zu Mute, denn so weit das Auge reichte, nichts als Himmel und Wasser. Aber schon am Nachmittag, als der Dampfer sich in der Straße von Dover und Calais befand, sahen wir durch das Fernrohr wieder Land, die holländische Küste. Das Wetter, das bis jetzt schön gewesen war, schlug um. Ein fürchterliches Regenwetter setzte ein. Die See war tief erregt, hauhoch stiegen die Wellen und schleuderten unser Schiff hin und her. Das Unwetter dauerte bis zum andern Morgen. Allmählich ließ es nach, die Sonne lugte wieder aus dem Nebel hervor und bald beruhigte sich das Meer. Ein wunderschöner Regenbogen hob sich aus den Wogen und verlor sich im Firmament.

Zwei Schiffe, ein französisches und ein englisches, begegneten uns. Durch Auf- und Niederziehen der Flaggen wechselten wir Grüsse mit ihnen. Die Fregatte Dover an der englischen Küste kam in Sicht, auch bemerkten wir die Kreideberge.

Die Fahrt ging nun an der französischen und spanisch-portugiesischen Küste entlang, bis wir am 26. Juni früh 8 Uhr in den Hafen von Las Palmas einliefen. Circa fünfzehn Boote, besetzt mit Männern und Frauen, umschwärmten uns und boten uns Bananen, Äpfel, Zigarren, Zigaretten, Uhren, Ringe, Schuhe und viele andere Gegenstände zu angemessenem Preise zum Kauf an. Zwei Stunden nach unserer Ankunft kam ein deutscher Dampfer an, der Kranke und Verwundete von Snafoymund nach Deutschland transportierte.

Las Palmas liegt auf der Insel Gran-Canaria, die zu den unter spanischer Oberhoheit stehenden Canarischen Inseln gehört. Wie die ganze Inselgruppe so ist auch Las Palmas ein herrlicher Fleck Erde. Der Boden ist überall fruchtbar. Hohe Berge, an denen Wein und Apfelsinen gebaut werden, ragen zum Himmel empor. Eine lange breite Straße zieht sich am Strande hin. In der Stadt selbst mit ihren kleinen Säulern mit graben Dächern pulsiert ein reges Leben. Eine elektrische Bahn, bestehend aus der Maschine und drei Wagen, vollgepfropft mit Menschen und Waren aller Art, fährt die Hauptstraße auf und ab. Empfindliche Droschken besetzen das Straßenbild, auch Strand-Soldaten erblickten wir, die gerade beim Ballspiel beschäftigt waren.

Nachts 2 Uhr verließen wir den Hafen und fuhren der afrikanischen Küste entlang. Die Luft wurde immer heißer. Am 1. Juli passierten wir den Äquator. Es herrschte erdrückende Hitze. Nach mehreren Stunden, als der Äquator hinter uns lag, wurde die Temperatur merklich fühlbar. Das Wetter war heiter und hielt auch während der folgenden zehntägigen Fahrt an. Am 11. Juli 1904 früh 5 Uhr kamen wir in Snafoymund an.

Die ganze Besatzung befand sich an Bord. Alle waren in fröhlichster Stimmung, als wir von weitem Snafoymund mit seinen einzeln stehenden Häusern und den sich hinter der Stadt erhebenden Sandbergen liegen sahen.

Nach wenigen Stunden wurde ein kleiner Trupp von zwanzig Mann, unter denen ich mich befand, ausgeschiedt, um Quartier zu machen. Gleich in der ersten Nacht erlebten wir einen Ueberfall. Wir lagen in einem Zelt und schliefen. Es mußte gegen Mitternacht sein, als wir durch fürchterlichen Annull, Schreien und Schießen aus dem Schlafe geweckt wurden. Bestürzt sprangen wir auf, griffen nach unseren Gewehren und stürmten hinaus. Tiefschwarze Nacht umgab uns. In unserm Schrecken bemerkten wir erst jetzt, daß wir keine Patronen hatten. Das Seitengewehr wurde aufgepflanzt und vorwärts ging. Doch wir kamen nur wenige Schritte weit. Die Kugeln pfliffen um uns und zwei Kameraden stürzten zu Boden. Es wäre Torheit gewesen, gegen den unsichtbaren Feind zu kämpfen. So zogen wir uns hinter unser Zelt zurück. Das Schreien hörte nach und nach auf und bei Tagesanbruch war von Feinde nichts zu sehen. (Schluß folgt.)

## Pessimismus und Optimismus.

(Nachdruck verboten.)

Ich liege im feinen jungen Berggras; über mir schmettern und jauchzen die Lerchen in der reinen Morgenluft, unter mir liegt die Welt der Städte, des Lärms und des Rauchs. Am blauen Himmelsgewölbe ziehen wie wunderbare Symbole weiße Wolken. In der Ferne läuten Herdenklofen. Ich denke nichts und schaue nur. Da tritt, ich weiß nicht weshalb, wie eine dunkle Gestalt die Frage vor mich hin: „Was ist Glaube?“

Eine richtige Höhenfrage! Und ich muß zuerst an den alten Liebflecht denken, der einmal in einer Reichstagsrede über die Religionslosigkeit der Sozialdemokratie die höchsten Tugenden, auf die alle christlichen Kirchen das Patent verlangen, für die Kämpfer des Proletariats reklamierte: Nächstenliebe, Selbstopferung und Sperrmut! — Und als er seine feuerdurchlöthete Rede beendet hatte, da sagte Bamberger, der damalige Führer des Freisinn, zu einem Bekannten: „Sehen Sie, die haben noch den Glauben!“

Auf dem Parteitag von Hannover trat Liebflecht mit einer wahren Begeisterung für den Glauben ein und bezeichnete es als die Ursache des Zusammenbruchs des Islam, daß der Glaube und dessen Wahrheit bei den Nachfolgern Mohameds erschüttert worden sei. Daß der Glaube eine Kraft ist, die Berge versetzen könne, lehrte der Rabbi Josua in seinen Gleichnissen.

Manchmal habe ich mich mit diesen Gedanken begeben, wenn ich den Glauben, der dem Menschengeist alligal gut, um sich herum zu erheben über alle Hindernisse des Alltags, auch den Menschen hinabdrücken kann in Glend und Erbärmlichkeit, tierischen Sumpf und geistige Verblöbung. In Tibet, das durch die Wästen der Engländer nun seiner letzten Geheimnisse beraubt ist, hat sich die pessimistische Religion des Buddhismus zu einer entseflich öden Form verfeinert. Buddha lehrte, daß das Nichtsein besser sei, als das Sein, und daß die Menschen nur die glückselige Auflösung in Nirwana zu suchen hätten. Unter den tibetanischen Priestern, im Vergleich zu denen die europäischen Geistlichen die reinsten Waisentnaben in der Volksverdummung sind, befinden sich aber auch noch wirkliche „Heilige“, die den buddhistischen Glauben noch nicht verloren, sondern bis zu seinen äusserlichsten Konsequenzen entwickelt haben. Zwischen den tibetanischen Städten Gianste und Schigatse befindet sich das Tal der Heiligkeit und Seligkeit, welche den höchsten Grad der Seligkeit und Heiligkeit erreichen wollen, lassen sich in den Felshängen jenes Tales Höhlen ausmeißeln, aus denen es, wenn sie einmal hinabgelassen sind, kein Entrinnen mehr gibt. Dort begreifen sie in ihrem eigenen Schmutz Jahre, oft Jahrzehnte lang, ohne daß sie ein Strahl der Sonne bescheint. Wenn die Wärter, welche diese Heiligen täglich einmal mit Nahrung zu versorgen haben, die sitzende Hand nicht mehr aus dem Kleinen Loch kommen sehen, das man offen gelassen hat, dann schließt man daraus, daß der Heilige nun Nirwana erreicht hat. Solche Höhlen, in denen ein Mensch verblödet und vertieren muß, heißen: „Die Stätte des glücklichen Nachdenkens über das Glend.“

Was Menschen in diese Höhlen treibt, ist nichts anderes als der unerfütterliche Glaube, auf dem richtigen Wege zu sein, wenn man das Dasein für ein Uebel und dabei den Selbstmord nicht für erlaubt hält. Dieser düstere, schenklische Glaube unterscheidet sich in nichts von den Wahnsinns der Verrückten, die ihnen wie selbsterlöschende Kerzen leuchten. Es ist der Glaube an die Trostlosigkeit und Entwürdigungsfähigkeit der Welt. Es ist der in seinen letzten Konsequenzen kristallisierte Pessimismus, der düstere Feind aller Hoffnung und aller Zuversicht.

Und jetzt ein anderes Bild des Glaubens. In Wintham, einer Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, lebt ein 25jähriges Mädchen, eine Studentin, die im Alter von einhalb Jahren des Gehörs, des Gesichtes und des Sprachsinnes durch eine schwere Krankheit beraubt wurde. Im siebten Jahre befand sie sich noch in einem ziemlich tierähnlichen Zustande, und jetzt halte ich von ihr ein Büchlein in der Hand, das sie geschrieben und das den Titel „Dy-t-i-m-i-s-u-s“ führt. Auf der ersten Seite stehen in klarer lateinischer Schrift die Worte:

„An meine deutschen Freunde! Dies Büchlein macht keinen Anspruch auf philosophische Darstellung. Wie sollte ich mich erlauben, im Heimatlande der Philosophie als Philosophin aufzutreten. Mein Schriftchen ist nur ein Ausdruck des innigen Glaubens, daraus ich Trost schöpfe. 16. Januar 1906. Helen Keller.“

Was ist nun geschehen mit diesem Mädchen, um es aus einer durch Blindheit, Taubheit und Stummheit von der Welt abgetrennten Halbblödie zu einer Persönlichkeit zu machen, die drei Sprachen beherrscht, über Kenntnisse verfügt, wie sie nur die Gebildeten ihres Landes aufweisen können, und durch ihre Würde fleinnütige und verzagte Menschen in ideale Menschheitshöhen hinaufreißt?

Eine Frau, Anne Mansfield Sullivans, hat das blind-taubstumme Kind entdeckt und ihm durch ein besonderes System der Verständigung in langsame, milderer, aber von einer unerfütterlichen Ueberzeugung getragener Arbeit die Außenwelt erschlossen. Obwohl Helen Keller heute noch blind und taub ist, kann sie sich durch Schrift und sprachähnliche Laute verständlich machen und führt ein Geistesleben, wie nur wenige ihrer Nation. Die Liebe und die Glaubenskraft ihrer Lehrerin ist auf sie übergeströmt und sie, die den Abgrund kannte, in dem es keine Hoffnung gab, und die gegen die Mauern tobte, die sie umschlossen, bekennt jetzt, daß das Sonnengefühl der Freiheit sie durchdauert, daß sie glücklich ist, mit den Tüchtigen der Welt Hand in Hand zu arbeiten, um alles Große und Gute in der Welt zu vermehren und alles Niedere zu zerstören. Aber diese Arbeit soll nach ihren eigenen Worten, nicht durch Feuer und Schwert, nicht durch Geschwader und Armeen, sondern durch ernste Kulturarbeit geschehen. Durch soziale und geistige Sebung der Menschheit nähern wir uns diesem idealen Zustand, wo die Kornfelder nicht mehr als Schlachtfelder benutzt werden, wo es kein England, kein Frankreich, kein Deutschland, kein Amerika, nicht dieses oder jenes Volk mehr gibt, sondern nur eine Familie, das Menschengeschlecht; nur ein Gesetz, die Frieden, nur ein Bedürfnis, die Harmonie, nur ein Mittel, die Arbeit, nur ein Ziel, die Gerechtigkeit, Gott; wo kein Mensch mehr in Wohlbehagen und Ueberfluß leben soll, während ein anderer leidet und darbt.“

Was Helen Keller hier bekennt, das ist das Ziel des Sozialismus. Ihr reiner Gottesglaube, der mit dem Gottesglauben der Kirche nichts gemein hat, durchleuchtet ihre Ideen wie Sonnenlicht. Sie ist die größte lebende Befeknerin des Glaubens an den Fortschritt und das Gute. Sie hat den umgekehrten Entwicklungsengang durchgemacht, wie die tibetanischen Höhlenbewohner und ihre Philosophie des Optimismus durch ein Leben voll leuchtender Glaubensfreudigkeit und stählerner Energie zu einem Vorbild für alle Menschen gemacht.

Immer noch lieg ich im feinen Berggras und über mir wölbt sich der rüchliche blaue Himmel. Und — warum soll ich verschweigen — ein Gefühl der Beschämung beiseitigt mich vor dieser von der Allgierkraft des Glaubens an alles Hohe durchschauerten Idealistin und mit dem jungen Grozer Dichter Wilhelm Tischer sage ich: Weigen wir uns vor ihr, denn sie ist eine Siegerin. A. F.

In der Jugend hat man weniger Sinn für die Natur und mehr Freude an den Menschen. Im Alter zieht man sich von den Menschen mehr zurück und lebt mehr der Natur; ist es die dumpfe Ahnung, daß man bald in den dunklen Nitterschloß der Erde zurückkehren wird?

„Wer lange lebt, überlebt Viele und Vieles“ (Goethe) — man muß nur trachten, sich selbst nicht zu überleben.

Je älter man wird, desto tätiger muß man sein, bis endlich die gewisse ungewisse Stunde schlägt.

Von vielen Menschen erfährt man erst durch die Lobesanzeige, daß sie gelebt haben.

Zum Sterben gehört nicht minder Glück wie zum Leben.

Der wahre eigentliche „Omnibus“ ist der Leichenwagen.

Mit gemüthlichem Humor nennt das Volk den Tod, als den Erlöser von der Pein des Lebens, „Gevatter“ und tituliert ihn „Freund Sein“.

Es gibt nur ein Leben, das des Lebens wert ist: das Leben im Geiste.

## Aus allen Gebieten.

Meteorologisches.

**Künstliche Gewitter.** Seit den Versuchen Franklins ist es bekannt, daß man die Entladungen von Gewittern teilweise auch künstlich herbeiführen kann. Dennoch hat seither niemand unternommen, diese Erfahrung auszubauen und nutzbringend zu verwerten, obwohl sie praktisch manchmal recht nützliche Ergebnisse liefern würde. Schon durch die Anwendung von verheerenden Blitzschlägen würde viel Schaden vermieden und die Besorgnisse fürchtbarer Leute zerstreut werden. Man begnügt sich aber mit der Anbringung franklinischer Blitzableiter und erwartet, durch diese die elektrischen Entladungen unschädlich machen zu können. Allerdings ist dies nur für das gefährliche Objekt möglich, während Personen auf freien Orten und unter Bäumen noch immer der Gefahr des Blitzschlages ausgelegt bleiben. Es ist deshalb von Interesse, daß es nun schon mehrmals gelungen ist, künstlich Blitzschläge zu erzeugen, allerdings ganz unbeabsichtigt, wie es auch der jüngste darüber veröffentlichte Bericht des Observatoriums für Aeronautik in Lindenberg meldet. Dort werden täglich mehrmals Drachen mit meteorologischen Instrumenten hochgelassen, um die Vorgänge der oberen Luftschichten zu erforschen.

Ein solcher Aufstieg fand auch am 6. Mai d. J. statt, als plötzlich drohende Regenwolken heranzogen. Als die Drachen, die an einer Drahtleine hingen, eingezogen wurden, erfolgte auf einmal ein dumpfer Knall ohne Donner und etwa 6000 Meter Draht, die noch draußen waren, wurden in Dampf verwandelt. Durch den elektrischen Spannungsausgleich zwischen dem von der Erde aus geladenen Draht und der Wolke wurde der Draht im Nu geschmolzen. Man sah keinen Blitz, nur eine feurige Linie, die sich gleich einer Rakete dem Draht entlang zog. Dem Beobachter an der Verankerungsstelle des Drahtens war nichts geschehen, weil er in einem Eisenkäfig des Bindenhauses saß, der mit der Erde in guter Verbindung stand. Der gewaltigen elektrischen Spannung des sichtbaren Blitzes hatte der Draht nicht widerstehen können. Ähnliche künstliche Gewitterentladungen hat man bei diesen Drachenaufstiegen öfter beobachtet, so auch am 16. April 1903 in Hamburg, am 17. Mai desselben Jahres bei Berlin, am 4. Juli 1904 in Hamburg und am 19. Juli 1905 in Lindenberg. In diesen Fällen gab es mehrmals Blitzschlag in den Drachen und nachher Donner. An den betreffenden Tagen waren dies die einzigen elektrischen Entladungen in der Gegend bei einem atmosphärischen Zustand, der meist gar nicht ein Gewitter erwarten ließ. Die bis zu 4000 Metern hochgehengenen Drachen hatten es ausgelöst. Vereinzelt wurde infolgedessen die Erwartung ausgesprochen, daß durch diese Erscheinungen es vielleicht möglich sein könnte, Gewitterwolken unschädlich zur Entladung zu bringen. Ob dies möglich ist, müßten erst ausgedehnte Versuche gemacht werden. Einen fähigen Physiker würden sie vielleicht auf die Idee bringen, die atmosphärische Elektrizität einzufangen und nutzbringend zu verwerten.

Medizinisches.

**I. Ueber das Recht im Sexualleben** stellt der bekannte Psychiater Forel in seinem Buche „Die sexuelle Frage“ umwälzende Forderungen auf, besonders die der sexuellen Gleichberechtigung der Frau. Gerade auf diesem Gebiet haben die Juristen so lange angewandte Metaphysik auf Grund dogmatischer, barbarischer Sitten und abergläubischer Mythen getrieben. Es ist hohe Zeit, daß Themis ihre Binde ablegt, daß sie Psychologie, Psychopathologie und Wissenschaft studiert und dann die unparteiische, gerechte Sandhaube ihrer Waage von einem gesunden, innerlich wahreren, menschlicheren Boden ableitet, mag auch ihre Arbeit dabei schwieriger und komplizierter werden.

Forel sagt in dem genannten Werk: Während einerseits die Bekämpfung der sexuellen Gefühle zu den innigsten und heiligsten Bedingungen des individuellen Glüdes gehört, ist sie andererseits ebenso innig